

Mein Name ist

Gerhard Roese.

Ich bin ein Babyboomer des Jahrgangs 1962.

Ich bin Sohn eines NAPOLA-Zöglings.

Ich bin als Kind Opfer sexuellen Missbrauchs an der Odenwaldschule geworden.

Der Beitrag, den ich Ihnen zu diesem Thema vorbereitet habe, heißt:

Dreißig Jahre Haft im falschen Film

Davon, dass mein Vater Schüler auf einer Kaderschmiede der SS gewesen sei, habe ich um meinen 10. Geburtstag herum, also um 1972, erfahren. Meine Mutter sagte mir, mein Vater sei auf einer NAPOLA gewesen und habe dort einen – wie sie es nannte – "Knax" bekommen. Etwas darunter vorstellen, unter dem Begriff "NAPOLA", konnte ich mir noch nicht – unter "Knax" schon eher. Gemeint war diese Information als Entschuldigung für die sonderbare Behandlung, die mein Vater mir angeeignet ließ. Ich beschwerte mich ständig bei meiner Mutter über ihn.

Erst meine Omi, die Mutter meiner Mutter wurde konkreter: Die NAPOLA war ein Elite-Internat. Mein Vater war ein Musterschüler und als Kind aus ärmlichen Verhältnissen als Stipendiat der SS dort. Meinem Vater soll es dort schlecht ergangen sein; er soll über seine Behandlung dort zum Bettnässer geworden sein.

Er soll der Ehrgeizigste seiner Klasse gewesen sein. Als die Knaben im Winter im zugefrorenen Schwimmbad ins Wasser gestiegen sind, soll er derjenige gewesen sein, der es dort am längsten ausgehalten habe. Man habe ihn mit blau gefrorenen Lippen aus dem Wasser ziehen müssen. So alt wie ich sei er damals gewesen, vielleicht 11 Jahre. Von seinem 10. bis zu seinem 13. Lebensjahr, also 1945 – bis zum *Zusammenbruch* – sei er dort gewesen.

Ich war mit 10, 12, 13 Jahren ebenfalls Bettnässer und hasste sowohl Wasser als auch das Schwimmen. Ich war ein echtes Weichei und ein bekennender Warmduscher. Ich war ohne besonderen Ehrgeiz, bastelte, malte, guckte zwischen den Kufen einer umgedrehten Schubkarre den Wolken beim Ziehen und Sich-verändern zu, sammelte alles mögliche, bestattete gefundene Vogelkadaver christlich, konnte mich am besten alleine beschäftigen – war auch stets beschäftigt – und wirkte vielleicht ein wenig einzelgängerisch, *eigenbrötlerisch*, wie meine Eltern das nannten.

Leider kam ich nicht in den Kindergarten.

Als eines Tages eine Erzieherin – damals sagte man noch "Kindergärtnerin" bei uns – an der Tür klingelte und vor der Tür – herein wurde sie nicht gebeten – ihr Anliegen vortrug, nämlich danach zu fragen, ob ich nicht in den Kindergarten wolle, drehte meine Mutter ihren Kopf über ihre linke Schulter und fragte in Richtung ihrer Hüfte, wo mein Kopf sich gerade befand, in verächtlichem Ton: "Willst Du in den Kindergarten gehen?" – ich schüttelte den Kopf – sehen Sie – auf Wiedersehen – aus!

Hätte man mich später gefragt, ob ich in die Schule gehen wolle, hätte ich nicht nur mit dem Kopf geschüttelt...

Ich war zu dem Zeitpunkt ein liebes, etwas schüchternes und eigenwilliges Kerlchen; weigerte mich, den Zehnersprung zu begreifen, den meine Mutter mir beim Bügeln mit Engelsgeduld und mit – wie ich damals fand – sehr hübschen Strichzeichnungen in schwarz, rot und blau – ich liebte diese kleinen Zeichnungen – beizubringen versuchte, malte und baute LEGO, baute Burgen im Sandkasten und antwortete bei Textaufgaben, die mir meine Mutter stellte, auf deren Frage: "Was wollen wir wissen?" mit: "Das Ergebnis."

Meinen Vater nervte meine Art – mit der ich im Windschatten meiner Mutter ganz glücklich war – kolossal: Wo war der Ehrgeiz seines Sohnes? *Kameraden*? Was war mit Sport? Wo war die Härte? Und es schien ihm auch meine Nähe zu der Frau zu stören, die er später einmal mir gegenüber als "seine Frau" bezeichnen sollte, worauf ich ihm entgegnen sollte, dass sie aber auch meine Mutter sei. Aber so weit sind wir noch nicht.

Ich missfiel ihm einfach: Schulnoten interessierten mich so wenig wie die Schule selbst. "Kameraden" hatte ich nicht, wollte ich auch nicht, Freunde hatte ich auch keine, und Sport: nur über meine Leiche! Sportlichen Ehrgeiz entwickelte ich allein, wenn es darum ging, mich vor der Leibesertüchtigung zu drücken – mein Leib gehört mir! Vielleicht war ich damals unbekannter Maßen "Junioren-Weltmeister im Vergessen des Turnbeutels"?

Das ging nicht lange gut und meinem gestrengen Herrn Vater sehr bald zu weit. Zwischen 1970 und 75 irgendwann führte mein Vater daher eine Art Morgenappell ein:

Die Familie sitzt am Frühstückstisch – Vater (Jahrgang 1932), Mutter (Jahrgang 1934), Schwester (Jahrgang 1963), und der Bruder (Jahrgang 1967). Ich komme als Letzter dazu – am liebsten käme ich gar nicht – , ich bleibe ca. 1 Meter vor dem Tisch stehen – alle Augen auf mich geheftet – ich halte meinen Ransen – bei uns hieß das braune Leder-Ding *Tornister* – vor meinen Bauch. Ich sage den Tag und das Datum auf: Tag, Monat, Jahr. "Klack", Schnalle rechts, "klack", Schnalle links, ich öffne den Deckel meines "Tornisters". Ich ziehe den Stun-

denplan hervor: "Heute habe ich ..." Lese die Fächer vor. Ich ziehe die entsprechenden Bücher heraus, weise den Turnbeutel vor und meine Hefte in glib-schigen, gelben, roten, blauen – je nach Fach – fischgrätigen Plastikumschlägen mit weißen Schildchen beschriftet. Ich rapportiere für jedes Fach, welche Hausaufgaben ich auf hatte, und weise diese vor. Fingernagelkontrolle – hinsetzen, Frühstückeinnahme, Schulgang.

Diese Frühstücksappelle hielt mein Herr Vater allerdings nicht lange durch, er wollte schließlich selbst frühstücken. Und es gab Gutes zum Essen – schließlich war der Hausherr damals schon Spitzenverdiener. Seine Frau kaufte nur beim besten Metzger der Stadt, nur die feinste Wurst – wunderbaren Aufschnitt. Allerdings wurde der – außer vom Hausherrn – nur sehr sparsam verbraucht.

Meine Mutter hatte alle Preise im Kopf. Nahm man in ihren Augen zu viel, riskierte man, dass sie einem vorwurfsvoll, aber umso exakter vorrechnete, was diese Scheibe Brot – mit dem Mittagessen konnte sie das noch besser – kostet.

Aber dazu kam es selten, denn sie griff durchaus ein, bzw. durch, wenn man im Begriff war, mehr zu nehmen, als einem ihrer Meinung nach zustand. À propos "zustehen": *Mach mal die Augen zu: was du dann siehst – das gehört dir* war einer der Lieblingssprüche meines Vaters mir gegenüber. Immerhin habe ich bei solch vereitelten Mundraub-Versuchen die schaurig-schönsten Hunger- und Notgeschichten aus Krieg und Nachkriegszeit zu hören bekommen.

Etwas von dem guten Aufschnitt wanderte aber durchaus auch auf mein Schulbrot, einen "Ranken", wie das meine Mutter nannte: eine 10 bis 15 mm dicke Scheibe Graubrot – unfrisch – hauchdünn mit "guter Butter" geschmiert, darauf zwei Scheiben Aufschnitt und oben drauf, zur Krönung des Genusses: nochmal so ein "Ranken", aber trocken. Lecker! Dafür hätte man 1946 gemordet.

Wollte man vielleicht jetzt mich damit ermorden? Ich probierte es gar nicht erst aus. Ich aß diese Ranken nicht, sie sammelten sich, alle einzeln in Klarsichtfolie verpackt, am Boden meines "Tornisters" zu einer glänzenden, schwarz-grünen Schicht unter den Schulbüchern. Bis diese eines Tages so hoch gewachsen war, dass ich den Deckel des "Tornisters" nicht mehr zu bekam – das war aufgefallen, beim Morgenappell.

Der gute Aufschnitt also kam nach seiner Zurschaustellung beim Frühstück auf KPM-Porzellan ("bei Arzberg taugt die Glasur ja nichts") wieder unters Häubchen, in den Kühlschrank, auf den Tisch und wieder – wenn er schließlich grünlich wurde – in den Hundnapf.

Die Dackel – zunächst die Langhaar-Geschwister "Bummel" und "Bautz", doch der Hippie "Bautz" entpuppte sich als "Einhoder" und wurde der Putzfrau geschenkt, seine Nachfolgerin war Rauhaardackel "Nelli" – die freuten sich!

Ich gönnte es ihnen, denn ihr Herrchen war gar gestrenge: draußen, im Garten, im zum "Zwinger" umgebauten Liegestuhl-Freisitz, bekamen sie Hafer-

flockenpampe mit Frolik und Wasser. Den Matsch fraßen sie nicht gerne – besonders, wenn er sich bewegte, was im Sommer immer wieder vorkam, wenn die Fliegenlarven unter der oberen Haferflockenschicht schön fett geworden waren.

Wenn ich das mit bekam, leerte ich die ganze Scheiße aus und stellte den leeren Napf zurück: "Braaaaav, schööön habt ihr gefressen", und Herrchen spendierte wieder frisches "Fress-chen".

Immerhin das tat er im Haushalt!

Ansonsten beließ der Familienvater es nach dem sonntäglichen Mittagessen bei der Bemerkung: "Wir müssen noch spülen" und verschwand in seinem Schlafzimmer – wir spülten.

Natürlich gab es eine Spülmaschine, eine Zanker – wenn die kaputt war, kam der "Zankermann" – doch das Silber durfte da nicht rein, die Messerklingen lösten sich aus dem Griff, das Kristall wurde darin blind, die Töpfe waren zu groß, und die paar Teller konnten wir auch gleich noch spülen.

Überhaupt habe ich die besten Mittagessenserinnerungen an das Spülen hinterher. Da war "er" nämlich weg! Da waren "wir" unter uns, da war es geschäftig, aber stressfrei. Da war es friedlich, da war meine Mutter "meine Mutter".

Da konnte mir nicht passieren, dass – kam ich verspätet aus der Schule, alle saßen schon auf ihren Plätzen – mein jüngerer Bruder, vielleicht 6, 7 Jahre alt, meint: *Da kommt ja unser Sechschreiber*. Ich setze mich, rechts neben unseren Herrn Vater, dem Kleinen gegenüber, und beschwere mich über dessen Frechheit. Ich bin sauer und beleidigt, da ist – wupp – die sogenannte väterliche Hand an meinem Hinterkopf und – platsch – mein Gesicht in der Suppe. "Und die Mutter blinzelt stumm, auf dem ganzen Tisch herum".

Das gab es nicht mehr, hinterher, in der Küche. Da waren wir wieder eine einträchtige Familie. Da wurde fleißig gespült, Wasser und Spülmittel wurden gespart und es wurde abgetrocknet: Onkel X, Bruder meiner Mutter, meinte immer, so erzählte meine Mutter: "Sauber wird das Geschirr erst beim Abtrocknen." – Stimmt!

Nach dem Spülen legte sich unsere Mutter täglich, von 13:30 bis 15:30 Uhr im Wohnzimmer – nicht in ihrem Zimmer, sondern, genau wie ihre Mutter, auf das Sofa im Wohnzimmer – zum Mittagsschlaf nieder. Wir Kinder gingen auf unsere Zimmer, unter dem Dach und exakt über dem Sofa unserer Mutter – und wehe, unsere Mutter hörte auch nur einen *Muks*, wie sie das nannte, von oben...

Überhaupt war es mit ihrer guten Laune, mit ihrer netten, fröhlichen, humorvollen Art, die sie noch bei der Küchenarbeit an den Tag gelegt hatte, nach ihrem Mittagsschlaf schlagartig vorbei.

Sie kochte Tee, stellte Plätzchen hin und erwartete nervös die Heimkunft ihres Mannes vom *Dienst*, wie er das nannte, obwohl er nicht im öffentlichen Dienst, sondern in der so genannten "freien Wirtschaft" beschäftigt war.

Ich nannte meine Mutter später "Stroboskop", weil sie einen Tick hatte, sie klimperte unter Stress mit den Augendeckeln.

Der Hausherr läuft ein, Begrüßung; was war los?, gibt es Noten? – bei mir waren das immer schlechte – wer hat sich daneben benommen? – eigentlich immer ich. Meine vorher noch so loyale Mutter liefert mich jetzt ohne Not "ans Messer".

Mein Vater – von seinen Genen konnte es ja nicht kommen – erklärte sich mein Schulversagen mit meiner vermeintlichen Faulheit.

Er nannte mich deshalb vielleicht zwei Wochen – gefühlt eine Ewigkeit – nicht mehr bei meinem Namen, sondern – polyglott, wie er war – aber wahrscheinlich nur, damit meine schulischen Leistungen im Fach Englisch besser würden – statt dessen konsequent nur *Lazybone*: "Na, schon ausgeschlafen, Lazybone?", oder auch nur: "Von deinem kleinen Bruder solltest du dir mal mehrere Scheiben abschneiden, Lazybone." Wahrscheinlich meinte er, "Ranken" solle ich mir abschneiden?

Gut, dass er kein französisches Schmähwort gegen mich gewandt hat, sonst wäre ich jetzt vielleicht in der Versuchung, hier, vor Ihnen, verehrte Zuhörer, von seinen Bemühungen um den Erwerb des Französischen und von der reizenden, jungen Lehrerin, die ihm dabei – sehr zum Leidwesen meiner Mutter – professionelle Hilfe leistete, zu berichten?

Aber auch über dieses Englisch-Training hinaus legte sich mein gebildeter Vater pädagogisch mächtig ins Zeug für mich:

Eines Morgens in aller Frühe überfällt er mich in meinem Zimmer. Er postiert sich genau vor dem Fenster. Im Gegenlicht des anbrechenden Tages sehe ich schwarz (wie immer) nur seine Silhouette. Auf seinem Weg ans Fenster hat er mir eine Münze auf das Kopfkissen geworfen. Ich mache die Nachttischlampe an: eine Silbermünze – doch nicht etwa ein Geschenk?

"Von wann ist die Münze?" Ich nestele und lese eine Jahreszahl ab. Leider die Falsche.

Es ist das Zweimarkstück von Max Planck; ich habe sein Geburtsjahr erwischt: 1858, wie peinlich, die Münze stammte aus den sechziger Jahren.

Mein Vater löst sich vom Fenster, wortlos kommt er auf mich zu, beugt sich kurz zu mir herunter, nimmt mir das vermeintliche Geschenk aus den Fingern, und schon steht er in der Tür, dreht sich wieder zu mir um und meint: "Keine Ahnung hat er, aber davon jede Menge." Rums, die Tür ist wieder zu, und der Lazybone, der ewige Versager, mit dem vielleicht doch irgendetwas nicht stimmt (?), beginnt einen neuen Tag seines Lebens. Was mochte der mir wohl gebracht haben?

Vielleicht brachte er mir einen der Tage, an dem sich mein Vater zum Nachhilfелеhrer berufen fühlte?

Mathe, das verlangte er nur, das "gab" er nicht. Er war zuständig beispielsweise für Deutsch und Geschichte. Wie schämte ich mich, wenn ich seine Texte vor der Klasse als meine eigenen vorlesen musste und dann auch noch schlecht damit abschnitt. Aber sagen wir mal, er "gab" Geschichte:

Ich hatte irgendeine Lektion zu lernen, und er begann, diese mit mir zu "bearbeiten". Das war dann wie bei dem Biologie-Diplomanden, der sich für seine Abschlussprüfung nur auf das Thema "Würmer" vorbereitet hat, dann aber über den Elefanten sprechen muss. Und eins zwei drei, landet unser Diplomand beim Rüssel des Dickhäuters, und der sieht aus wie ein Wurm, und schon ist unser Diplomand wieder in seinem Element!

So landete mein Privatlehrer unversehens bei den Staufern und bei Friedrich Barbarossa, und dann kam irgendein Heinrich, und eine gefühlte Ewigkeit später wurde mir schwindelig und ich drohte *schlapp zu machen*.

Jetzt ging es raus in den Garten! Hinter dem Haus, neben dem Zwinger, musste ich unter anderem Kniebeugen machen. Arme voraus gestreckt, und er steht vor mir und bringt mir die Reihenfolge der Zahlen bei – inklusive des Zehnersprungs.

In dem Maße, in dem meine schulischen Leistungen sanken, war ich verhaltensauffälliger geworden – der Klassenclown.

Und das, obwohl mein Erzeuger mir immer prophezeit hatte und nicht müde wurde, das zu bestärken: "Du wirst mal Müllmann".

Ich ließ mich nicht warnen, ich begann nicht etwa zu pauken, *bis zur Vergassung*, wie meine Mutter das nannte, nein: ich belästigte Klassenkameradinnen!

Einer, einer Lehrerstochter, habe ich auf dem Schulhof Mantel und Rock hochgehoben und den Blick auf ihre Strumpfhose freigelegt.

Ihr Vater hat dann bei mir zu Hause angerufen und sich bei meiner Mutter über mich beschwert. Das war der 21. Februar 1974, der Geburtstag meiner Mutter – eine größere Geburtstagsfreude hätte ich ihr nicht machen können.

Im darauf folgenden Sommer führten mein kleiner Bruder und ich wieder die beiden Dackel Gassi, eine der zu verteilenden, häuslichen Pflichten.

Im Park dressierte ich neuerdings "meinen", die braune Langhaarhündin "Bummel". Diese Dressur bestand überwiegend darin, dass ich sie mit der lederen Leine verprügelte, bis sie jaulte. Dann war ich befriedigt, und die Dressur war für diesen Tag beendet. Ein anderes Mal – erinnere ich mich – habe ich Nelli, die aggressivere Rauhaardackelin, den Jagd-Dackel meines Herrn Vaters, "geführt".

Als wir um die Ecke bogen, kam uns eine Gruppe Schulkinder entgegen. Die Mädchen interessierten sich sofort für Nelli. Ich stellte sie als gefährlich dar: Grrr, fass, Nelli, fass – die war sofort bereit und zog an der Leine. Das Mädchen fand sie immer noch süß. Ich stürzte hinter Nelli auf das Mädchen zu, die bekommt es nun doch mit der Angst, dreht sich um und läuft weg. Zu spät – da hat

Nelli sie schon in die Wade gebissen. Das Mädchen schreit, ich begreife und ergreife die Flucht und renne – wieder hinter Nelli her – nach Hause. Ich habe kaum Zeit, den Hund in den Zwinger zu bringen und mich auf mein Zimmer zu flüchten, da klingelt es: An der Tür der Mädchenpulk und vorne dran die Lehrerin – sie waren uns natürlich gefolgt.

Die Lehrerin, so erzählte mir meine Mutter Jahre später, habe nicht nur von meiner Untat berichtet, sondern hat – wofür ich ihr heute noch dankbar bin – gesagt, ich sei schwer verhaltensgestört, und dass sich da eine Katastrophe mit mir anbahne. – Wie wahr!

Also wurde ich an einen Psychologen nach Mannheim überwiesen. Meine Eltern schweigend, vorne im Mercedes, ich ganz klein und ebenfalls schweigend, hinten auf der Rückbank. Mannheim mit seinem schier endlosen Gedärm über und unter einander verschlungener Stadtautobahnen.

Plötzlich waren wir in Ludwigshafen, die Stimmung wurde nicht besser. Endlich waren wir da, die Praxis war gefunden, ich wurde zum Doktor herein gerufen.

Ich machte einen Intelligenztest: Farben, falten, rechnen, fast wie in der Schule kam es mir vor, mit dem großen Unterschied: es machte Spaß!

Danach wurde ich interviewt und freundlich entlassen.

Ein Folgetermin wurde vereinbart, wieder stand ich hinter beiden Eltern an der Rezeption, aber dieses Mal wurde ich in die Wartinsel geschickt, und meine Eltern verschwanden beim Doktor. Nach einer langen, langen Weile – ich hatte inzwischen LKWs aus einem ADAC-Heft abgezeichnet – tauchten sie wieder auf. Schlecht gelaunt wie selten, nahmen sie mich mit, während ich noch versuchte, dem Psychologen meine LKWs zu zeigen – die ich leider liegen lassen musste –, und sie verschwanden mit mir aus Mannheim. Den Psychologen, auf den ich mich beim zweiten Mal schon richtig gefreut hatte, sah ich nie wieder.

Statt dessen gab es zu Hause weiter pädagogische Hausmannskost nach dem stets wiederholten und bestens gescheiterten Motto des großen Hundeführers: *Du musst parieren, parieren, parieren, wie ein Jagdhund!* Ein Motto, das allein für mich geschaffen schien, denn für meinen kleinen Bruder galt stets das Gegenteil.

Vom Ergebnis meiner Untersuchung durch den Psychologen erfuhr ich erst viele Jahre später, von meiner Omi. Den Intelligenztest hätte ich sehr gut bestanden, eine schwere Verhaltensstörung wäre an mir diagnostiziert worden, und der Arzt hätte meine Eltern und deren Beziehung zu einander therapieren wollen und nicht mich. – Jetzt verstand ich, warum der Herr Doktor nie wieder aufgesucht worden war.

Aber der Arzt hätte meinen Eltern auch gesagt, mein Vater solle völlig die Finger von mir lassen, meine Mutter solle mir mit meinen Geschwistern zusammen ein schönes Zuhause bereiten (kannte der sich überhaupt aus mit den Quali-

tätsunterschieden bei Porzellan glasuren?), und ich solle keinesfalls auf ein Internat verbracht werden.

Das muss der Zeitpunkt gewesen sein, an dem für meinen Vater fest stand, dass ich auf ein Internat käme; und der Fachmann hatte Recht: um die Ehe meiner Eltern stand es – sogar für mich als 12-, 13-jährigen, ganz offensichtlich – nicht zum Besten.

Einmal war meine Mutter voller blauer Flecke, auch ganz offen, auch im Gesicht – sie war die Kellertreppe hinunter gefallen – klar doch, wie ich auch schon des öfteren...

Ich habe meine Eltern nie offen streiten sehen, aber wann immer ich mit meinen Klagen über die Grausamkeiten – und am allerschlimmsten: Ungerechtigkeiten – meines Vaters zu meiner Mutter kam, benutzte sie meine Schilderungen lediglich als Stichworte für ihre eigenen Klagen – und davon hatte sie jede Menge...

Selbst als ich viel später, wahrscheinlich 1976, als ich schon auf der Odenwaldschule war, ihr gegenüber einmal meinen Missbrauch durch mein "Familienoberhaupt", Wolfgang Held, andeutete, war auch das nur Anlass für sie, mir von ihrem eigenen, fortgesetzten Missbrauch durch ihren etwas älteren Bruder zu berichten, der nur wegen seiner Triebabfuhr bei ihr im Stande gewesen sein soll – große Glanzleistung! – seine Braut jungfräulich zu ehelichen.

Beschwerte ich mich über Grausamkeiten, die ich meinem Vater vorwarf, entgegnete sie mir mit den drei Abtreibungen nach dem dritten Monat, zu denen ihr Mann sie nach Holland gezwungen habe – natürlich nur aus medizinischer Fürsorge für sie.

Beschwerte ich mich – was oft vorkam – direkt bei meinem Vater, erhielt ich den Bescheid: *Dir geht's wohl zu gut!*, und der Meister diagnostizierte an mir, für was er den Terminus *Luxusgefühle* eingeführt hatte. Keine "Luxusgefühle" – bei mir aber leider sehr vermisst – waren Ehrfurcht vor ihm und Dankbarkeit für seine fortgesetzten Wohltaten.

Und in diesem Sinne, so gab meine Mutter mir auf den Weg, verdiene man seine *Existenzberechtigung* – eine ihrer Lieblingsvokabeln – nur, indem man täte, was einem am meisten gegen die Natur ginge. Sie beispielsweise habe als junge Frau in der Ausbildung – sie war so etwas wie "Kindergärtnerin" – in der Pharmaindustrie gearbeitet und dort Welpen tödliche Luftinjektionen gegeben.

Immerhin war sie es, die die Spritzen gegeben hat, während ich mich eher als der Welpen gefühlt habe.

Für mich problematisch war auch ihre Definition des Wertes von Arbeit. Arbeit war für sie – und ich bin mir sicher, dass sie hier auch für ihren Herrn Gemahl sprach – um so wertvoller, je weniger gern man sie verrichtete, je mehr man

– jetzt kommt eine Lieblingsvokabel meines Herrn Vaters – seinen *inneren Schweinehund* dafür überwunden hatte.

Klar, dass ich vor diesem Hintergrund keinerlei Chancen hatte, Anerkennung für den Wert meiner Arbeit zu finden.

Jahre später, etwa 1983 – ich leistete meinen Zivildienst als *Drückeberger* ab und wohnte wieder in meinem alten Kinderzimmer – modellierte ich für einen ehemaligen Zivi-Kollegen, der gerade sein Architekturstudium aufgenommen hatte, dessen Erstsemester-Plastisches-Gestalten-Aufgaben: Reihung, Durchdringung und so fort, aus Styropor und Gips. Sehr gut bestanden hat er damit später.

Also ich modelliere, als plötzlich die Tür aufgeht und mein Herr Vater mit einer Hammelherde Gästen im Schlepptau in der Tür steht. Alles kommt glotzend näher, und mein Herr Vater – offenbar bei einer seiner *Schlossführungen*, so nannte er das, wenn er Gäste durch sein Haus führte – erklärt: "He plays all the time." Offenbar hatte er englischsprachigen Besuch, und weg waren sie wieder.

Aber ich bin abgeschweift. Der Rat des Psychologen hatte also den Ausschlag gegeben: Lazybone, der Versager und schuld an allem – auch am ehelichen Unglück seiner armen Eltern – kommt aufs Internat! – Aber auf welches?

Mein Vater kannte sich ja aus. Und er – welch ein Glück – hatte noch Kontakt zu einem der Lehrer, die er selbst auf der NAPOLA gehabt hatte.

Dieser alte Mann war damals wieder und immer noch Lehrer an irgendeinem Landerziehungsheim.

Extra für mich hat mein Vater also diesen alten Pauker wieder ausgegraben und zu sich eingeladen, damit der mich kennen lernen konnte, um einzuschätzen, ob er sich meine Beschulung vorstellen könne.

Ich sah den kleinen, alten Mann mit seinem sportlichen, falschen Grinsen und konnte ihn auf Anhieb nicht leiden.

Ich sprach mit ihm kein Wort über seine Schule, ich erinnere mich nicht einmal daran, ihn nach deren Namen gefragt gehabt zu haben.

Ich stritt mit ihm voller Leidenschaft über das Reizthema Mitte der Siebzigerjahre: Hans Filbinger, der Nazi, als Marinerichter, als Justizmörder, als Baden-Württembergischer Ministerpräsident, als CDU-Mann.

Ich hasste jedes einzelne Element dieser Liste, sich steigend mit dieser Aufzählung. Ich hasste in jedem dieser Punkte meinen Vater.

Ich muss ziemlich pathologisch rübergekommen sein – schon damals. Ich kündigte an, mir selbst ein Eisernes Kreuz umhängen zu wollen.

Ich kam *nicht* auf die Schule des alten NAPOLA-Erziehers.

Vermutlich verdanke ich es meiner Mutter, dass in der zweiten Runde nicht mehr das Institut maßgeblich war, oder irgendeiner seiner Repräsentanten, sondern die räumliche Nähe des Internats zum Heimatort des Verbannten.

Ich sollte also auf die Odenwaldschule kommen.

Ich wurde im Mercedes dort hin chauffiert und herumgeführt. Es gefiel mir. Ich kam wieder nach Hause und freute mich auf die "OSO", ich schwärmte von der Schule. Allein schon die Hoffnung, dort hin und von hier weg zu kommen – endlich –, ließ mich aufblühen.

Grund genug für meinen Herrn Vater, den Plan wieder zu verwerfen.

Ich fiel schlagartig zurück in mein Loch, und ohne dass erneut mit mir darüber gesprochen worden wäre, fand ich mich eines schönen August-Tages doch auf der Odenwaldschule wieder und noch einmal in der siebten Klasse, die ich so gründlich in den Sand gesetzt hatte!

War das jetzt das Happyend?

War das endlich das lang ersehnte Ende des "falschen Films", in dem ich die letzten drei Jahre verbracht hatte?

Kam ich nun endlich zu *mir* – an der Schule, an der es nicht heißt: "Du bist nichts, dein Volk ist alles", sondern: "Werde, der Du bist"?

Der Anfang war gemischt:

Ich selbst war völlig daneben.

Ich hörte Marschmusik – das kannte ich von zu Hause –, damit fiel ich auf – wenn auch unangenehm. Damit rächte ich mich für die mir vollkommen fremde und ebenso unerträgliche Popmusik, die um mich herum gespielt wurde – je lauter, je lieber –, ich habe denen auf meine Weise *den Marsch geblasen*, wie das bei mir zu Hause geheißen hätte.

Ich suchte Anschluss und Aufnahme in der OSO-Gesellschaft und fand doch nur Ablehnung und offene Feindschaft.

Ich muss auf die gewirkt haben wie ein Alien, der zwar ekelig ist, vor dem man sich aber nicht zu fürchten braucht.

Mit vereinten Kräften machten sie mich fertig, und ich kann sie heute sogar verstehen.

Meine schlimmste Sünde war: Ich war gut in der Schule, anfangs sogar besser als sie alle. Ich war daher der "Streber", der "Schleimer" und auch der "Nazi" – nicht gut, an einer Schule voller freigeistiger, linksintellektueller Menschen, die sich für die Krone der Schöpfung halten...

In der Schule gut zu sein, lohnte sich also nicht, im Gegenteil, und ich verlor wieder das Interesse an der Schule, bis sie mir vollkommen gleichgültig war. Ich machte gerade so viel, dass ich keine Probleme bekam, will sagen, dass ich

nicht wegen Erfolglosigkeit von der Schule genommen worden wäre. Diese Gefahr war real, schließlich war die Schule sehr teuer, was ich ständig zu hören bekam, und ich sollte diese Kosten später vom Erbe abgezogen bekommen, denn meine Geschwister kämen andauernd zu kurz, wegen der "Extrawurst", die mir gebraten werden müsse...

Als ich 1976 noch ein Musterschüler war und völlig verstört durch das Mobbing und die Schülergewalt, die ich erlebte, und davon, dass jeder Hilferuf, bei Mitschülern, Lehrern, meinen Eltern, selbst beim Direktor – Gerold Becker – völlig wirkungslos verhallte, da nahm sich der wunderbar sensible, zart sächselnde, breitmäulige, kleine, bucklige Musiklehrer, Außenseiter wie ich, auch so ein "Außerirdischer", meiner an, hörte mir zu, stimmte mir zu und versprach mir Hilfe. Schwuppdwupp, schon saß ich in der Falle des "Froschs", des dienstältesten und – neben Gerold Becker – Ober-Päderasten der Reformschule.

Meiner Omi habe ich in den Osterferien 1977 erzählt, von meinen Heldentaten an Held – so hieß der schmächtige Sachse mit dem standfesten Heldengemächt, um das herum er mehr Haare besaß als auf dem Kopf –, und sie versprach mir: "Gerdchen, das werde ich ganz fest in meinem Herzen bewahren."

Das tat sie dann auch, die Gute, und wir sprachen nie wieder darüber.

Herauskommen hätte sie damit müssen, meine Eltern – die mich erklärmaßen doch nur für einen Lügner hielten – alarmieren hätte sie müssen, die Staatsanwaltschaft – hat sie aber nicht, und das war für mich damals auch gut so, denn ich wäre unweigerlich wieder dort gelandet, wo ich keinesfalls hin wollte: in meinem Vaterhaus.

Ich blieb also auf der Odenwaldschule und beendete meinen Missbrauch selbst, indem ich so tat, als wisse ich nichts von Gerold Beckers Verbrechen, und zu ihm als dem Schulleiter ging und über Wolfgang Held Beschwerde führte. Becker rechtfertigte Held mit den "alten Griechen" und informierte den Kerl – sonst passierte nichts –, aber für Held war ich von Stund an gestorben, tabu: Es war vorbei.

Jetzt musste ich nur noch vor mir selbst so tun, als sei nichts gewesen – eine Verhaltensmaßnahme, die viel mit Held zu tun hatte und eigentlich nichts mit mir, aber das kannte ich ja schon, von meinem Vater her.

So ging ich in die innere Emigration und verbrachte die folgenden fünf Jahre an dem Internat wie unter einer Tarnkappe, von niemandem beachtet oder wahrgenommen. Das ging so weit, dass Zeichnungen und Plakate von mir zwar zahlreich in den OSO-Nachrichten – der Schul-Postille – abgedruckt wurden – allerdings immer anonym, wobei die Hefte ansonsten nur so strotzten von Namensnennungen.

Nach der Schule verliebte ich mich in ein, wie ich fand, ziemlich hübsches und – was mich besonders faszinierte – etwas dämonisches Mädchen, das im Stande war, über seiner starken Nase eine ziemlich beeindruckende, senkrechte Zornesfalte zu ziehen, welche ihr zusammen mit ihren etwas schrägen, grünen Augen einen unvergesslichen Ausdruck von Schmerz und Hass verlieh.

Dieses Mädchen hatte ein schauriges, lindgrünes Elternhaus an den Bahngleisen, mit CB-Funk-Riesen-Antenne auf dem Dach, Oma in der Einliegerwohnung und grün-metallic-farbenem Opel Commodore in der Garage nebst einem Schrebergarten für die "Ebs'scher". Mir war alles von Herzen zuwider: auch die Stilmöbel aus Kübel, das Essen für den Kübel und die ganze, wie ich fand, langweilige, ehrpusselige und humorfreie Familie. Ganz klar: Aus diesem Milieu und vor diesen "Zombies" musste ich "meine" grün (aber nicht metallic)-glutäugige, bleiche Perle von einem Mädchen erretten. Ausgerechnet ich...

Was mir nur gelang, war, sie zu erobern und schließlich zu ehelichen, sowie zwei Kinder mit ihr zu zeugen.

Ich war ein schlechter Ehemann – ich war Künstler und verdiente kein Geld; sie bestritt den Lebensunterhalt. Und ich arbeitete – nachdem sie von der Arbeit gekommen war und ich ihr den gemachten Haushalt und den versorgten Sohn übergeben hatte – wie besessen an meiner "Weltkarriere als Großkünstler".

Mit ihr zusammen etwas zu unternehmen, hatte ich natürlich keine Zeit. Erst recht nicht an den Wochenenden, da konnte ich endlich "am Stück", von morgens bis abends, ca. 23 Uhr, arbeiten – und diese Arbeit kostete, und zwar *ihr* Geld.

Etwas mit der jungen Mutter unternehmen, das tat dann recht bald ein sogenannter Freund von mir, mit dem zusammen sie nach Feierabend, oder am Wochenende, den Kinderwagen mit unserem Söhnchen durch die Gegend schob.

Mir dagegen war alles fremd: "die Frau" und konkret meine, das Familienleben und konkret mein eigenes – vor allem die Großeltern! –, nur mein Söhnchen, das war mir nicht fremd, aber dafür meine Vaterrolle. Ich und Familienvater – darüber hatte ich nie nachgedacht – hätte ich aber besser.

Endlich hatte ich es geschafft: aus der Odenwaldschule war ich heraus, der Bundeswehr war ich entronnen, einem BWL-Studium war ich zugekommen und arbeitete nun endlich im eigenen, städtischen Atelier an meinen Skulpturen.

Der Preis war freilich, daneben auch noch Familienvater und Ehemann zu sein. – Das misslang mir leider.

Ich war ja vollauf damit beschäftigt, endlich mir und aller Welt zu beweisen, dass etwas "ganz Tolles" in mir stecke und dass es auch noch andere Wege zum Erfolg gibt als diejenigen, die mein alter Herr sich vorstellte.

So arbeitete ich zwar nicht um mein Leben, aber doch an meiner Befreiung aus dem Kerker finsterster Verachtung, in den mein Alter mich gestoßen hatte –

und erlangte dadurch doch wieder nur Verachtung: die meiner Frau – die sich von mir trennte – und der ganzen Familie, die ja immer schon gewusst hatte, dass mit mir kein Auskommen sei und dass man sich einfach nur von mir abwenden könne.

Mein Herr Vater – ganz Gentleman der alten Schule – nahm nun seine vorher so verachtete, jetzt hochschwangere Schwiegertochter, 1992, mit meinem Sohn bei sich auf und verfasste einen Schrieb voller Lügen und Verdrehungen ans Familiengericht, mit dem er seiner Schwiegertochter den alleinigen Zugang zu seinen Enkeln – inzwischen war meine Tochter zur Welt gekommen – sichern wollte.

Aber immerhin: das war nun endlich der längst überfällige Bruch mit meiner Familie.

In der Folge musste ich Unterhaltszahlungen leisten, verlor die Dienstwohnung meiner Ex-Frau und war ohne Einkommen.

Also begann ich – das hatte sich zufällig ergeben – mit Architekturmodellbau, lernte auch sofort wichtige Kunden kennen und verdiente immer besser als Modellbauer. Kunst produzierte ich immer weniger – schließlich gar nicht mehr.

1994 erkrankte ich an Hodenkrebs.

Mehrere Operationen folgten – ich zahlte immer weiter, für meine Kinder, für die beide ich kein Sorgerecht hatte.

Ich ging eine neue Beziehung ein. Dieses Mal zu einem sehr hübschen, lieben und 10 Jahre jüngeren, großen Mädchen. Sie hatte gerade ihr Abitur gemacht und war dabei, sich unter der erdrückenden Übermacht ihrer despotischen Mutter herauszuwinden.

Das war wieder mal genau mein Fall! – Ich half ihr, sich aus den Fängen ihrer Mutter zu befreien, indem ich dieser zunächst einmal diejenigen Fänge vorstellte, aus denen sie ihre Tochter befreien zu müssen glaubte. Sieben aufreibende, nervenzehrende Jahre folgten, bis ihre Mutter meine Freundin endlich frei gab und die sich darauf spontan einen anderen Partner nahm.

Ich hatte mich während der sieben Jahre vom Krebs erholt und war ein sehr erfolgreicher Modellbauer und Architektur-Rekonstrukteur – besonders letzteres – geworden; meine Freundin hatte Architektur studiert und erfolgreich abgeschlossen.

Hatte ich mein Ziel endlich erreicht? Hatte ich endlich bewiesen – mir, der Welt und meinem formidablen Übervater – dass ich seiner ebenbürtig war und eine eigene Geltung besaß? – Leider nein!

Mein bislang wichtigster Kunde versuchte, mich um die Früchte meiner wichtigsten kunstwissenschaftlichen Forschungen zu betrügen, wogegen ich mich

wehrte – mit dem Erfolg, dass meine bisherige Karriere beendet war, und mein eisern gespartes Geld – in der Welt meines Vaters das Wichtigste in puncto "Geld/tung" – verlor ich fast ganz, 2002 beim großen Börsencrash.

Noch mit meinem sehr bescheidenen "Wohlstand" ausgestattet, lernte ich eine wunderschöne, 11 Jahre jüngere, von der Abschiebung bedrohte Iranerin aus gutem Hause kennen.

Sie können sich denken, was folgte – das Muster kennen Sie bereits. "Roesi der Retter" schlug wieder zu und rettete diese Frau durch Liebesheirat vor der deutschen Staatsgewalt.

Wie zum Lohn schlug sofort die Börsenkrise zu, und mein Geld war futsch. 2004, zwei Jahre nach dem turbulenten Ende meiner Modellbauer-Karriere, dem Verlust meiner Ersparnisse und meiner zweiten Heirat, erlebte ich einen körperlichen und seelischen Totalzusammenbruch und musste mich in Bad Dürkheim in einer psychosomatischen Klinik behandeln lassen.

Kaum kam ich aus der Klinik heraus – wieder ohne Einkommen und mittellos –, kam der größte Schatz meines Lebens, das Töchterlein, das ich mit meiner Frau zusammen habe, 2006 zur Welt.

Wieder arbeite ich als Bildhauer in meinem eigenen, städtischen Atelier, nur nicht mehr "um mein Leben", sondern zwar fleißig und hoch produktiv, doch trotzdem ganz locker und entspannt und ohne jeden karrieristischen Hintergedanken.

Außerdem bin ich jetzt ein Ehemann und Vater, meine Frau und Tochter sind jedenfalls noch zufrieden mit mir.

Ich bin jetzt, heute, 'raus aus dem "falschen Film", in dem ich bis dahin gelebt hatte.

Das ging schleichend. Es begann mit meinem Zusammenbruch, 2004, es ging über das Auftauchen des jüngeren Bruders meines Vaters, vom Ausland her, und es endete mit dem Auftauchen meines älteren Bruders, im November 2010.

Dieser Bruder ist ein Sohn meines Vaters, den er mit seiner damaligen Verlobten hatte, die er aber sitzen ließ, zugunsten des viel potenteren Schwiegersvaters, der ihm nach der Pleite des Unternehmens, das er eigentlich hätte übernehmen sollen, eine neue, berufliche Karriere ermöglichte. Drei Monate nach der Geburt dieses Kindes heiratete er meine Mutter.

Von diesem Kind hatte er – ich erfuhr das nur von meiner Mutter – stets behauptet, es stamme gar nicht von ihm, es sei ihm "angehängt" worden, und er verbreitete weitere, seine bürgerliche Reputation erhaltende Behauptungen. Diese erwiesen sich allesamt als unwahr.

Der Mann, mein Bruder, der seinen Vater nur zwei Mal im Leben, je ca. 30 Minuten zu zweifelhaften, finanziellen Deals, zu sehen bekam, kann seinen Er-

zeuger nicht verleugnen. Er ist geradezu dessen Ebenbild: Aussehen, Stimme, Körperhaltung, kleine Angewohnheiten – selbst die berufliche Laufbahn, das Auto, Hobbys... – es ist vollkommen verblüffend – sein Stammhalter, sein ganzer Stolz, *sein* Sohn, den er sich immer gewünscht und in mir und unserem jüngeren Bruder nicht gefunden hat – er kennt ihn nicht einmal!

Aber auch mein Onkel hat mir die Augen über meinen Vater geöffnet; was ich – vor allem indirekt – von ihm über das Vorgehen seines älteren Bruders in deren Herkunftsfamilie erfahren habe – besonders anhand alter Familienfotos –, ist geeignet, auch noch den letzten Rest von Respekt vor diesem Menschen zu tilgen.

So stellte sich heraus:

Schuld, Schande und Verbrechen gab es, Lügen und systematischen Betrug, Gewalt und jede Menge Feigheit, Faulheit und Niedertracht – aber nicht bei mir, wie immer behauptet worden war, sondern bei ihm!

So hat er mich 30 Jahre lang strampeln lassen, um mich von Schuld(en) zu befreien, die seine eigenen bleiben und welche nie die meinen waren.

Ich gebe sie hiermit an ihren rechtmäßigen Inhaber zurück.